

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Malala Yousafzai mit Patricia McCormick

Malala

Meine Geschichte

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

PROLOG	11
--------	----

TEIL EINS

Vor den Taliban

1	<i>Frei wie ein Vogel</i>	21
2	<i>Träume</i>	33
3	<i>Ein magischer Bleistift</i>	38
4	<i>Eine Warnung Gottes</i>	42
5	<i>Die erste direkte Drohung</i>	45

TEIL ZWEI

Ein Schatten über unserem Tal

6	<i>Der Radio-Mullah</i>	53
7	<i>Die Taliban im Swat-Tal</i>	59
8	<i>Niemand ist sicher</i>	69
9	<i>Bonbons vom Himmel</i>	73
10	<i>2008: Wie der Terrorismus sich anfühlt</i>	78

TEIL DREI

Ich finde meine Stimme

11	<i>Die Chance zu sprechen</i>	87
12	<i>Das Tagebuch einer Schülerin</i>	92
13	<i>Der letzte Schultag</i>	101
14	<i>Die geheime Schule</i>	107
15	<i>Frieden?</i>	112
16	<i>Vertrieben</i>	119
17	<i>Wieder zu Hause</i>	128
18	<i>Eine bescheidene Bitte und ein seltsamer Frieden</i>	132
19	<i>Endlich gute Nachrichten</i>	136

TEIL VIER

Im Visier der Taliban

20	<i>Eine Morddrohung</i>	143
21	<i>Das Versprechen des Frühlings</i>	147
22	<i>Vorzeichen</i>	151
23	<i>Ein Tag wie jeder andere</i>	156

TEIL FÜNF

Ein neues Leben

24	<i>Ein Ort namens Birmingham</i>	163
25	<i>Probleme, Lösungen</i>	169
26	<i>Hundert Fragen</i>	174
27	<i>Die Zeit vertreiben</i>	178
28	<i>Wieder zusammen</i>	183
29	<i>Die Leerstellen füllen sich</i>	190
30	<i>Nachrichten aus aller Welt</i>	199
31	<i>Ein bittersüßer Tag</i>	202
32	<i>Wunder</i>	208
33	<i>Der neue Ort</i>	213
34	<i>Was wir alle wissen</i>	219
35	<i>Jahrestag</i>	224

EPILOG

Ein Mädchen von vielen	227
Danksagung	233
Fotonachweise	237

ZUSÄTZLICHE INFORMATIONEN

Glossar	241
Wichtige Ereignisse in Pakistan und im Swat-Tal	247
Die Malala-Stiftung	267
Über die Autorinnen	269

Frei wie ein Vogel

Ich bin Malala, ein Mädchen wie jedes andere – obwohl ich einige besondere Fähigkeiten habe.

Ich bin sehr gelenkig und kann meine Finger- und Zehenknöchel nach Belieben knacken lassen. (Und ich liebe es, wenn die Leute bei dem Geräusch das Gesicht verziehen.) Ich kann jemanden, der doppelt so alt ist wie ich, beim Armdrücken besiegen. Ich mag Cupcakes, aber keine Bonbons. Und ich finde, dunkle Schokolade hat die Bezeichnung »Schokolade« eigentlich gar nicht verdient. Ich hasse Auberginen und grüne Paprika, aber ich liebe Pizza. Ich finde, Bella aus der Twilight-Saga weiß nicht, was sie will, und ich verstehe nicht, was sie an diesem Langweiler Edward findet. Er ist nicht der Typ, der ein Mädchen auf Händen trägt, wie wir in Pakistan sagen würden.

Ich mache mir nicht viel aus Make-up und Schmuck, und ich bin kein Girlie. Aber meine Lieblingsfarbe ist rosa, und ich muss zugeben, dass ich früher viel Zeit

vor dem Spiegel verbracht habe und mit meinen Haaren spielte. Und als ich jünger war, versuchte ich, meine Haut mit Honig, Rosenwasser und Büffelmilch aufzuhellen. (Wenn man sich Milch ins Gesicht schmiert, riecht das nicht gerade angenehm.)

Ich sage, wenn du in den Rucksack eines Jungen schaust, wirst du immer Chaos vorfinden. Und wenn du seine Schuluniform ansiehst, wirst du immer Schmutzflecken entdecken. Das ist kein Vorurteil. Das ist eine Tatsache.

Ich gehöre zu den Paschtunen, einem stolzen Volk, das in Afghanistan und Pakistan beheimatet ist. Mein Vater, Ziauddin, und meine Mutter, Toor Pekai, stammen aus Bergdörfern. Nach ihrer Hochzeit zogen sie nach Mingora, die größte Stadt im Swat-Tal im Nordwesten Pakistans, wo ich geboren wurde. Das Tal ist für seine Schönheit bekannt. Früher kamen Touristen von überallher, um die hohen Berge, die saftigen grünen Hügel und die kristallklaren Flüsse zu sehen.

Ich bin nach einer großen Heldin der Paschtunen benannt, nach der jungen Malalai, die ihre Landsleute mit ihrem Mut beeindruckte.

Aber ich glaube nicht ans Kämpfen – auch wenn mir mein vierzehnjähriger Bruder Khushal manchmal unglaublich auf die Nerven geht. *Ich* kämpfe nicht gegen ihn. Aber er gegen mich. Ich stimme Isaac Newton zu: Jeder Aktion folgt eine Reaktion. Also könnte man sagen, dass ich auf Khushal nur angemessen reagiere, wenn

er mit mir streitet. Wir streiten uns wegen der Fernbedienung. Wegen unserer Aufgaben im Haushalt. Darüber, wer von uns beiden besser in der Schule ist. Wer die letzten Käseflips aufgegessen hat. Wegen allem, was man sich vorstellen kann.

Mein zehnjähriger Bruder Atal geht mir bei weitem nicht so auf die Nerven wie Khushal. Außerdem holt er immer den Cricketball, wenn wir ihn aus dem Spielfeld schlagen. Aber manchmal erfindet er seine eigenen Regeln.

Als ich kleiner war und diese Brüder auf der Bildfläche erschienen, habe ich ein Wörtchen mit Gott geredet.

»Gott«, sagte ich, »du hast dich nicht mit mir abgesprochen, bevor du mir diese beiden geschickt hast. Du hast nicht gefragt, was ich davon halte. Sie können ganz schön lästig sein.«

Wenn ich lernen will, machen sie einen fürchterlichen Krach. Und wenn ich mir morgens die Zähne putze, hämmern sie gegen die Badezimmertür. Aber ich habe meinen Frieden mit diesen Brüdern gemacht. Wenigstens können wir zu dritt Cricket spielen.

Zu Hause in Pakistan lebten wir wie wilde Kaninchen: Wir rannten hin und her durch die Gassen rings um unser Haus. Wir spielten Fangen und ein Spiel, das »Mango, Mango« heißt, dann noch eine Art »Himmel-und-Hölle«-Spiel, das wir *Chindakh* nennen, was »Frosch« bedeutet, und »Räuber und Gendarm«. Aber am liebsten spielten wir Cricket. Tag und Nacht spielten wir Kri-

cket in der Gasse hinter unserem Haus oder auf unserem Dach, das flach war. Wenn wir uns keinen richtigen Kricketball leisten konnten, bastelten wir uns selbst einen: Wir stopften eine alte Socke mit allerlei Müll aus. Und die Krickettore malten wir mit Kreide an die Wand. Weil Atal der Jüngste war, musste er den Ball holen, wenn er vom Dach flog. Manchmal schnappte er sich nicht nur unseren, sondern auch gleich den der Nachbarskinder. Dann grinste er schelmisch und zuckte mit den Schultern.

»Was denn?«, sagte er. »Gestern haben sie unseren Ball genommen!«

So sind Jungs eben. Die meisten sind nicht so ziviliert wie Mädchen. Wenn ich nicht in Stimmung für ihre Jungenspiele war, ging ich nach unten und klopfte an die Wand, die unser Haus von Safinas Haus trennte. Zweimal klopfen, das war unser Zeichen. Dann klopfte sie zurück, und ich schob den Stein beiseite, der ein Loch zwischen den beiden Häusern verbarg, und wir flüsterten miteinander. Manchmal trafen wir uns bei ihr oder bei mir und schauten unsere Lieblingssendung – *Shaka Laka Boom Boom* – über einen Jungen mit einem magischen Bleistift. Oder wir bastelten kleine Puppen aus Streichhölzern und Stoffresten.

Safina war meine Freundin, seit ich acht war. Sie ist zwei Jahre jünger als ich, aber wir verstanden uns trotzdem sehr gut. Manchmal machten wir uns gegenseitig nach, aber eines Tages fand ich, dass sie zu weit gegangen war. Mein liebster Spielzeug – mein einziges –, ein rosa-

farbenes Handy, das mir mein Vater geschenkt hatte, war verschwunden.

Als ich an diesem Tag zum Spielen zu Safina ging, hatte sie das gleiche Handy! Sie sagte, es gehöre ihr, sie habe es auf dem Basar gekauft. Ich glaubte ihr nicht, und ich war zu wütend, um klar denken zu können. Als sie gerade nicht hinschaute, steckte ich ein Paar ihrer Ohringe ein. Am nächsten Tag eine Halskette. Ich mochte diese Schmuckstücke nicht einmal, aber ich konnte einfach nicht anders.

Als ich ein paar Tage später nach Hause kam, war meine Mutter so wütend auf mich, dass sie mich nicht einmal anschauen konnte. Sie hatte den gestohlenen Schmuck in meinem Schrank gefunden und ihn zurückgegeben.

»Safina hat mich zuerst bestohlen!«, rief ich. Aber meine Mutter ließ das kalt. »Du bist die Ältere, Malala. Du hättest ihr ein Vorbild sein sollen.«

Voller Scham verzog ich mich in mein Zimmer. Aber am schlimmsten war das Warten auf meinen Vater. Er war mein Held, er war tapfer und hatte feste Prinzipien. Und ich war seine *Jani*. Er war bestimmt schrecklich enttäuscht von mir.

Doch als er kam, schrie er mich nicht an und er tadelte mich auch nicht. Er wusste, dass ich mir selbst die größten Vorwürfe machte, und sah keinen Grund mehr, mich auszuschimpfen. Stattdessen tröstete er mich, indem er mir erzählte, welche Fehler seine Helden gemacht hatten, als sie Kinder gewesen waren. Helden wie Mahatma

Gandhi, der große Pazifist, und Mohammed Ali Jinnah, der Gründer Pakistans. Er zitierte einen Satz aus einer Geschichte, die ihm sein Vater immer erzählt hatte: »Ein Kind ist ein Kind, sogar wenn es ein Prophet ist.«

Ich dachte an den *Paschtunwali*, die Sammlung von Gesetzen, die das Leben von uns Paschtunen regeln. Ein Teil dieser Gesetze nennt sich *Badal* – eine Rache-Tradition, bei der eine Kränkung mit einer anderen beantwortet werden und ein Tod auf einen anderen folgen muss, und immer so weiter.

Ich hatte den Geschmack von Rache gekostet. Und er war bitter. Ich schwor mir, dass ich niemals den *Badal* anwenden würde.

Ich entschuldigte mich bei Safina und ihren Eltern. Ich hoffte, dass auch Safina sich entschuldigen und mir mein Handy zurückgeben würde. Aber sie sagte nichts. Und so schwer es mir auch fiel, meinen Schwur zu halten, so erwähnte ich mein verschwundenes Handy mit keinem Wort.

Es dauerte nicht lange, da hatten Safina und ich uns wieder vertragen und spielten mit den anderen Nachbarkindern unsere Spiele. Wir wohnten zu der Zeit am Rande der Stadt, weit entfernt von der geschäftigen Innenstadt. Hinter unserem Haus lag ein Feld mit geheimnisvollen Ruinen – Statuen von kauernenden Löwen, zerbrochene Säulen eines längst zerfallenen *Stupa* und Hunderte von mächtigen Steinbrocken, die aussahen wie Regenschirme von Riesen. Dort spielten wir im Som-

mer *Parpatuni*, ein Versteckspiel. Im Winter bauten wir Schneemänner, bis unsere Mütter uns ins Haus riefen und uns heißen Tee mit Milch und Kardamom zu trinken gaben.

So lange ich denken kann, war unser Haus immer voller Menschen gewesen: Nachbarn, Verwandte und Freunde meines Vaters – und ein nie versiegender Strom von Cousins und Cousinen. Sie kamen aus den Bergen, wo meine Eltern aufgewachsen waren, oder aus der benachbarten Stadt. Auch als wir aus unserem winzigen ersten Haus auszogen und ich mein »eigenes« Zimmer bekam, gehörte es nur selten mir allein. Fast immer schlief die eine oder andere Cousine auf dem Boden. Der wichtigste Teil des *Paschtunwali* ist die Gastfreundschaft. Ein Paschtune öffnet jedem Gast seine Tür.

Meine Mutter und die anderen Frauen versammelten sich auf der Veranda hinter dem Haus, um zu kochen, zu lachen und über Kleider, Schmuck und die Frauen aus der Nachbarschaft zu reden, während mein Vater mit den Männern im Gästezimmer saß, Tee trank und über Politik redete.

Ich kehrte den Kinderspielen oft den Rücken, schlich mich auf Zehenspitzen durch den Frauenbereich und ging zu den Männern. Was dort geschah, dachte ich, war aufregend und wichtig. Ich wusste nicht, was genau es war, und von Politik verstand ich nichts, aber die gewichtige Männerwelt zog mich an. Ich setzte mich zu Füßen

meines Vaters und saugte die Gespräche in mich auf. Ich liebte es, den Männern bei ihren Diskussionen über Politik zuzuhören. Aber am meisten liebte ich es, mich von den Gesprächen über die große Welt jenseits unseres Tals verzaubern zu lassen.

Irgendwann verließ ich das Zimmer wieder und blieb eine Weile bei den Frauen. Ihre Welt sah anders aus und hatte einen anderen Klang. Es waren leise, vertrauliche Gespräche. Manchmal klingendes Glöckchen-Lachen. Manchmal raues, brüllendes Gelächter. Aber das Erstaunlichste war, dass die Frauen ihre Kopftücher und Schleier abgelegt hatten. Ihre langen dunklen Haare und die hübschen Gesichter – geschminkt mit Lippenstift und Henna – waren wunderschön anzuschauen.

Ich kannte diese Frauen schon mein Leben lang, hatte gesehen, wie sie jeden Tag das muslimische Gesetz der *Parda* befolgten, das besagte, dass Frauen Gesicht und Kopf in der Öffentlichkeit verbergen müssen. Manche, wie meine Mutter, legten sich einfach Tücher über das Gesicht, die man *Niqab* nennt. Aber andere trugen *Burkas*, schwarze Gewänder, die den Körper von Kopf bis Fuß verhüllen und nicht einmal die Augen zeigen. Manche trugen sogar schwarze Handschuhe und Socken, damit kein Stückchen Haut zu sehen war. Ich hatte miterlebt, dass von Ehefrauen verlangt wurde, ein paar Schritte hinter ihren Männern zu gehen. Ich hatte gesehen, wie Frauen den Blick senken mussten, wenn sie einem Mann begegneten. Und die älteren Mädchen, die früher unsere

Spielkameradinnen gewesen waren, verschwanden hinter Schleiern, sobald sie Teenager wurden.

Aber zu sehen, wie Frauen unbeschwert und ausgelassen miteinander lachten und scherzten – die Gesichter strahlend vor Freiheit –, war eine ganz neue Welt.

Ich bin bei der Küchenarbeit nicht zu gebrauchen; um ehrlich zu sein, versuche ich jedes Mal, mich vor dem Gemüseschnippeln oder dem Abwasch zu drücken. Deshalb blieb ich dort nie besonders lange. Aber wenn ich mich davonmachte, fragte ich mich immer unwillkürlich, wie sich ein Leben im Verborgenen anfühlte.

Unter all diesen Stoffbahnen zu leben kam mir so ungerecht vor – und so unbequem. Deshalb machte ich meinen Eltern schon sehr früh klar, dass – egal, was andere Mädchen taten – ich mich niemals so verhüllen würde. Mein Gesicht war meine Identität. Meine Mutter, die sehr gläubig und traditionell ist, war schockiert. Unsere Verwandten hielten mich für frech. (Einige auch für unhöflich.) Aber mein Vater meinte, ich könne tun, was ich wolle. »Malala darf so frei leben wie ein Vogel«, sagte er zu jedermann.

Und so kehrte ich zu den Kindern zurück. Besonders wenn die Zeit der Drachenflüge kam und die Jungen versuchten, die Schnüre der Flugdrachen der Konkurrenten zu durchschneiden. Es war ein aufregendes Spiel, voller unerwarteter Siege und Niederlagen. Es war wunderschön, aber auch ein bisschen traurig, die hübschen Drachen zu Boden trudeln zu sehen.

Vielleicht lag es daran, dass ich eine Zukunft vor mir sah, in der ich niedergeworfen werden würde wie diese Drachen. Nur weil ich ein Mädchen war. Denn trotz allem, was mein Vater sagte, war mir klar, dass von Safina und mir irgendwann erwartet werden würde, für unsere Brüder zu kochen und zu putzen. Wir durften Ärztinnen werden, denn es wurden weibliche Ärzte gebraucht, die sich um die weiblichen Patienten kümmerten. Aber wir konnten keine Anwältinnen werden, keine Ingenieurinnen, keine Modedesignerinnen oder Künstlerinnen. Nichts von dem, was wir uns erträumten. Und wir würden das Haus nur noch in Begleitung eines männlichen Verwandten verlassen dürfen.

Wenn ich meinen Brüdern zusah, wie sie auf das Dach liefen und ihre Drachen in die Luft warfen, fragte ich mich, wie frei ich sein konnte.

Aber schon damals wusste ich, dass ich der Augensterne meines Vaters war. Eine Seltenheit für ein pakistanisches Mädchen.

Wenn in Pakistan ein Junge geboren wird, ist das ein Grund zum Feiern. Freudenschüsse werden in die Luft abgefeuert. Geschenke werden in die Wiege gelegt. Und der Name des Jungen wird in den Stammbaum eingetragen. Aber wenn ein Mädchen geboren wird, kommt niemand, um zu gratulieren, und die anderen Frauen bedauern die Mutter.